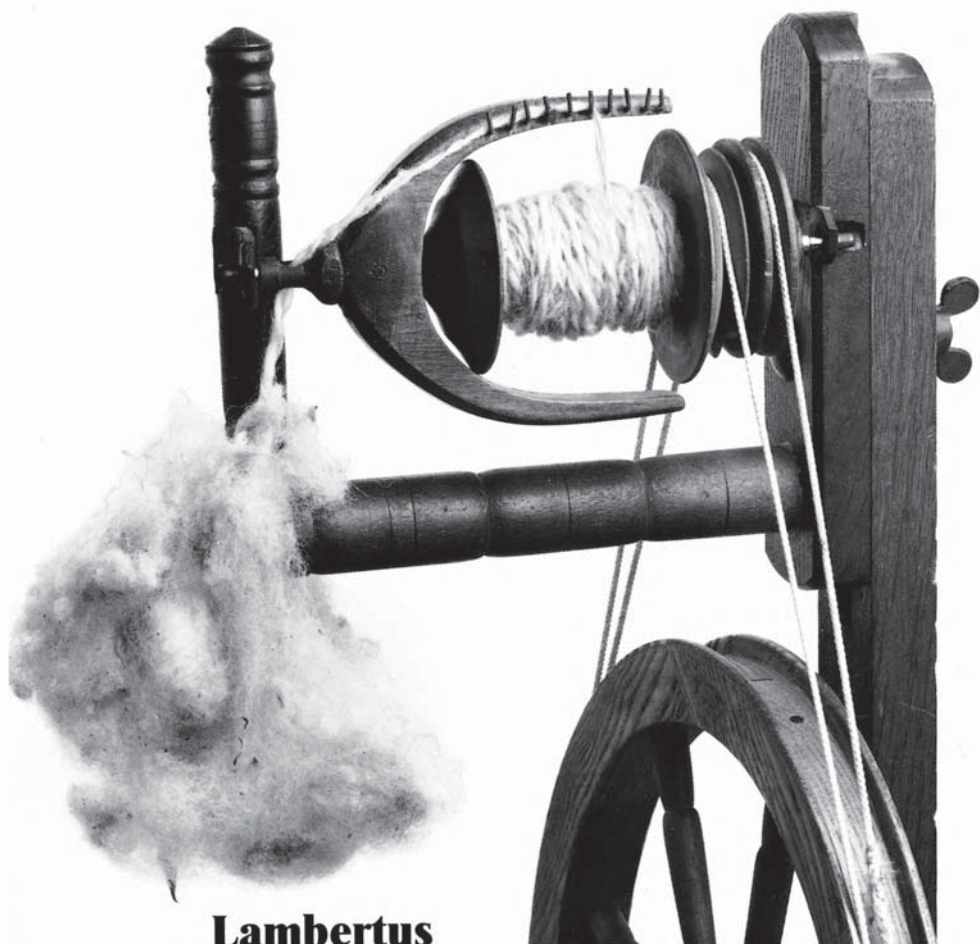


**Maja Heiner
Marianne Meinhold
Hiltrud von Spiegel
Silvia Staub-Bernasconi**

**Methodisches Handeln
in der Sozialen Arbeit**



Lambertus

Maja Heiner
Marianne Meinhold
Hiltrud von Spiegel
Silvia Staub-Bernasconi

Methodisches Handeln
in der Sozialen Arbeit



Maja Heiner
Marianne Meinhold
Hiltrud von Spiegel
Silvia Staub-Bernasconi

Methodisches Handeln
in der Sozialen Arbeit

Lambertus

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit /

Maja Heiner ... – 4., erw. Aufl. – Freiburg im

Breisgau : Lambertus, 1998

ISBN 3-7841-1083-5

eISBN 978-3-7841-2320-2

4. erweiterte Auflage 1998

Alle Rechte vorbehalten

© 1994, Lambertus-Verlag, Freiburg im Breisgau

Umschlaggestaltung: Christa Berger, Solingen

Umschlagfoto: Uwe Stratmann, Wuppertal

Satz: ARGUS DTP, Schliengen-Liel

Herstellung: Franz X. Stücker, Ettenheim

ISBN 3-7841-1083-5

Inhalt

7	Einführung
11	SOZIALE PROBLEME – SOZIALE BERUFE – SOZIALE PRAXIS Silvia Staub-Bernasconi
12	1. Soziale Probleme als Gegenstand einer Theorie Sozialer Arbeit
43	2. Soziale Probleme – soziale Berufe: Vorschläge zur profession- ellen und gesellschaftlichen Verortung Sozialer Arbeit
54	3. Soziale Probleme und problembezogene Arbeitsweisen: eine Übersicht, ein Entwicklungs- und Forschungsprogramm
70	4. Lehren und Lernen von Arbeitsweisen
98	5. Professionell begründete Qualitätssicherung – ein Glossar und seine Verwendungsmöglichkeiten
138	REFLEXION UND EVALUATION METHODISCHEN HANDELNS IN DER SOZIALEN ARBEIT BASISREGELN, ARBEITSHILFEN UND FALLBEISPIELE Maja Heiner
140	1. (Meta-)theoretische Grundlagen
144	2. Skizze einer allgemeinen Fehlertheorie methodischen Handelns
157	3. Skizze der theoretischen Grundlagen berufsfeldspezifischer Regeln methodischen Handelns
169	4. Dimensionen der Reflexion und Evaluation Sozialer Arbeit
177	5. Realistische Zielplanung und die Auswahl der Evaluations- fragestellungen
186	6. Evaluation der Interventionshypothesen und Deutungsmuster: Verfahren und Fallbeispiele
198	7. Evaluation von Teamkonstellationen: Verfahren und Fallbeispiele
212	8. Arbeitsfeldspezifische Reflexionshilfen und Evaluationsbögen
218	9. Ausblick

220	EIN RAHMENMODELL ZUM METHODISCHEN HANDELN Marianne Meinhold
222	1. Das Rahmenkonzept zum methodischen Handeln: Überblick
231	2. Sozialräumliche Orientierung und Ressourcenarbeit als Arbeitsprinzipien
237	3. Regeln zur mehrdimensionalen Interpretation komplexer Ereignisse
241	4. Beispiele: Methoden lehren und lernen
253	5. Abschließende Bemerkung
254	ARBEITSHILFEN FÜR DAS METHODISCHE HANDELN Hiltrud von Spiegel
258	1. Zur Analyse der Arbeitsaufträge
268	2. Zur Analyse von Handlungsregeln
278	3. Zur Situations- und Problemanalyse
290	4. Zur Handlungsplanung
296	5. Auswertung bzw. Selbstevaluation
304	6. Nachwort
305	Anhang: Methodenset „Selbstevaluation“
323	ANSTELLE EINES GLOSSARS: DISKUSSIONSSTAND ZUR GEMEINSAMEN BEGRIFFLICHKEIT
331	LITERATUR
345	AUTORINNEN

Einführung

Der kritische Blick auf die Methoden hat seit den 70er Jahren unsere Aufmerksamkeit auf die beunruhigende Tatsache gelenkt, daß gut gemeintes Intervenieren wirkungslos bleiben oder sogar schädliche Folgen haben kann. Doch solche Beunruhigungen rechtfertigen nicht vereinfachende Schwarz-Weiß-Malereien und Entweder-Oder-Polarisierungen in den daraus gezogenen Schlußfolgerungen. Eine platte Alternative wie „intervenieren – nicht intervenieren“ liefert den unter Handlungsdruck stehenden Praktikerinnen keine Handlungsorientierung.

Die Frage, wie kritisches Engagement die Handlungsfähigkeit erweitern kann, anstatt sie zu beschränken, hat eine kleine Gruppe von Interessentinnen im Jahre 1987 dazu veranlaßt, die Arbeitsgruppe „Methoden“ in der Kommission Sozialpädagogik der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft unter dem Motto „Methodenentwicklung als Forschungsaufgabe“ neu zu beleben. Das Motto „Forschungsaufgabe“ hatten wir zunächst gewählt, um der Arroganz einiger skeptischer Kollegen begegnen zu können, die meinten, Methodenentwicklung sei so etwas wie Häkeln oder Pizzabacken. Wir bemerkten sehr schnell, daß Methodenentwicklung nicht allein eine Forschungsaufgabe für Hochschulangehörige, sondern ebenso für sogenannte Praktikerinnen sein kann und bleiben muß und daß dieses forschende Methoden-Entwickeln auch längst schon in der Praxis geschieht. Unsere Arbeit wurde von dem Wunsch geleitet, diese Arbeitsteilung zwischen Theoretikerinnen und Praktikerinnen wenigstens in Teilbereichen zu überwinden, indem wir zeigen, wie die Reflexion der eigenen Arbeit zum Erkenntnisfortschritt in der Sozialen Arbeit beitragen kann.

Kurt Lewin wird der Satz zugeschrieben: „Nichts ist praktischer als eine gute Theorie“. Diesem Satz möchten wir den folgenden als gleichberechtigt an die Seite stellen: „Nichts bereichert eine Theorie mehr als eine gute Praxis“. Bislang kreisen die Theorie-Praxis-Diskussionen vorzugsweise um die Frage, wie die Ergebnisse theoretischen Arbeitens – also Theorien, Konzepte oder Modelle – in der Praxis wirksam werden können und – so heißt dies meistens – wie sie von ihr übernommen werden können.

Eine radikal entgegengesetzte Position vertritt der Innovationsforscher Thierry Gaudin (1981, 23), der für den Bereich technischer Erfindungen die Behauptung vertritt:

„Die Praxis geht der Theorie voraus. ... Die Dampfmaschine geht der Thermodynamik, die eine theoretische Interpretation der Dampfmaschine ist, ... um einige Jahrzehnte voraus. ... Man kann das Verhältnis zwischen Theorie und Praxis sehr

wohl mit dem Verhältnis zwischen Traum und Wachen vergleichen. Im Traum bringt man wieder Ordnung in die Gedanken über die wichtigsten Erlebnisse des abgelaufenen Tages. Auf die gesellschaftliche Ebene übertragen heißt dies: Die Forschung (der Traum) wendet sich bevorzugt jenen Bereichen zu, in denen bereits Innovationen erfolgt sind (die Ereignisse des abgelaufenen Tages).“

In beiden Vorstellungen bewegt sich der Wissenstransport gewissermaßen auf einer Einbahnstraße, sei es von der Theorie zur Praxis, sei es von der Praxis zur Theorie. Eine Überwindung solch eindimensionaler Sichtweisen bietet die Methode des sogenannten „evaluativen Disurses“, die Thomas Kirussek (1984) vorschlägt, um das Ineinandergreifen von Theorie und Praxis anzubahnen. Es wäre ein fundamentales Mißverständnis, in „evaluativen Diskursen“ aufwendige und komplizierte Verfahren zu sehen. Im Prinzip kann jede Kommunikation zwischen überwiegend theoretisch arbeitenden und überwiegend praktisch arbeitenden Menschen Merkmale eines evaluativen Diskurses annehmen. Wenn beispielsweise Mitarbeiterinnen eines Teams im Rahmen von Praxisberatung oder Begleitforschung darüber berichten, wie sie sich bei ihrer Arbeit an einem bestimmten theoretischen Begriff orientieren, erfährt die theoriebezogene Begleitforscherin etwas über die praktische Bedeutung dieses Begriffs. Dieses Wissen könnte die Begleitforscherin zu einer minimalen Revision des Begriffs nutzen; sie könnte aber auch in Diskussionen mit den Mitarbeiterinnen des Teams deren Wissen über abweichende Bedeutungen des Begriffs erweitern und sie zum Experimentieren oder zu partiellen Änderungen ihrer Tätigkeiten anregen.

Wie kompliziert und aufwendig evaluative Diskurse verlaufen, hängt von den Fragestellungen und Wünschen der Beteiligten ab. Alle Verfahren, die in den vier Beiträgen dieses Bandes zur Planung, Begleitung und Auswertung methodischen Handelns vorgestellt werden, eignen sich prinzipiell auch für evaluative Diskurse. Wir stellen uns solche evaluativen Diskurse als Übersetzungsarbeit vor, die eine Annäherung zwischen theoriebezogenen Forscherinnen und praxisbezogenen Forscherinnen erleichtern. Anders als beim Übersetzen eines fremdsprachlichen Textes verändert der Übersetzungsprozeß, von dem hier die Rede ist, den „Text“, also die Theorie oder das Konzept und reichert sie mit Bedeutungen an. Es geht dabei nicht einfach um die Anwendung einer Theorie oder eines Konzeptes in der Praxis, sondern um die Erarbeitung ihrer möglichen Bedeutungen für einen bestimmten Kontext. Je mehr unterschiedliche kontextspezifische Bedeutungen eine Theorie oder ein Konzept konkretisieren, desto reichhaltiger werden sie.

In jedem der vorliegenden Beiträge wird versucht, gewissermaßen den Weg zu verfolgen, den einzelne Theorien oder Konzepte vom Schreibtisch hin in spezifische Praxisbereiche zurücklegen und wie sie dabei angereichert werden. Die Anwendung und deren Dokumentation und Auswertung erweitern

wiederum das Wissen derjenigen, die die Theorien und Konzepte erfunden haben. Allen Beiträgen ist dabei gemeinsam, daß sie versuchen, die gesamte Bandbreite von Überlegungen zur Gestaltung der Praxis miteinzubeziehen: von grundlegenden theoretischen Vorüberlegungen und Konzepten, Arbeitsprinzipien und Handlungsmodellen bis hin zu ganz konkreten Verfahrensweisen im Einzelfall. Die zentralen Grundbegriffe sind in einem Glossar im Anhang (S. 323 ff.) erläutert.

Silvia Staub-Bernasconi geht in ihrem Beitrag (S. 11 ff.) von Sozialen Problemen als Gegenstand einer Theorie Sozialer Arbeit aus, um von diesem konzeptuellen Bezugsrahmen aus problembezogene Arbeitsweisen zu begründen. Eine dieser Arbeitsweisen bezieht sich auf den Umgang mit Macht und Machtstrukturen. Einer dieser Aspekte, nämlich der Umgang mit Machtquellen im Zusammenhang mit der Ermächtigung von Frauen, wird von ihr im zweiten Teil des Beitrags näher beschrieben.

Maja Heiner versucht in ihrem Beitrag (S. 138 ff.) im Sinne einer Propädeutik einige Prinzipien für die Reflexion methodischen Handelns zu formulieren und theoretisch zu fundieren. Die daraus abgeleiteten Grundregeln gelten für die Planung und Auswertung des eigenen beruflichen Handelns und werden an drei Beispielen konkretisiert.

Marianne Meinhold stellt in ihrem Beitrag (S. 220 ff.) einen Rahmen zum methodischen Handeln vor, der sowohl bei Planungs- als auch bei Auswertungsarbeiten ordnungsstiftend wirken kann. Des weiteren werden Regeln und Beispiele zum flexiblen Umgang mit den Elementen dieses Rahmens beschrieben. Der Rahmen liefert das Rohmaterial, das für jede methodische Aufgabe weiterentwickelt, ausdifferenziert und mit Bedeutungen für den Einzelfall angereichert werden kann. Dabei entscheiden die Praktikerinnen selbst, welche Aspekte des Rahmens sie verwenden, abwandeln oder vernachlässigen und damit – sofern sie ihr Vorgehen dokumentieren – zur Methodenentwicklung beitragen wollen.

Hiltrud von Spiegel beschreibt in ihrem Beitrag (S. 254 ff.) vier ausgearbeitete Instrumentarien, die helfen sollen, sich dem beruflichen Alltag in der Sozialen Arbeit aus unterschiedlichen Perspektiven zu nähern: Mit dem „Instrumentarium zur Analyse von Arbeitsaufträgen“ lassen sich die Voraussetzungen und die strukturellen Elemente der Institution in den Blick nehmen; das „Instrumentarium zur Analyse von Handlungsmodellen“ richtet sich auf das, was die Fachkräfte ungeachtet von Konzeptionen und Zielbestimmungen tatsächlich tun; mit dem „Instrumentarium zur Situationsanalyse“ soll die Diagnose der Ausgangssituation eines beruflichen Handelns genauer bestimmt werden; das „Instrumentarium zur Analyse der Handlungsplanung“ zielt auf die Vorbereitung von Interventionen. Alle „Instrumente“ sind darauf angelegt, schriftlich bearbeitet zu werden; sie können

gleichzeitig als Ausgangspunkt für selbstevaluative Bemühungen gelten. Eine Übersicht über 18 methodische Möglichkeiten der Selbstevaluation schließt sich an.



Soziale Probleme – Soziale Berufe – Soziale Praxis

Silvia Staub-Bernasconi

Verfolgt man die Diskussionen zur Theorie- und Methodenfrage in der Sozialen Arbeit, so könnte man meinen, es handle sich um eine Form von „Nullsummenspiel“: Wer Handlungs- und Praxisrelevanz fordert, kann nicht theoretisch-wissenschaftlich sein oder ist gar theoriefeindlich, und wer Wissenschaftlichkeit und Theoriebildung fordert, kann nicht praktisch sein, intellektualisiert am Alltag vorbei, sofern er diesen nicht zwangsläufig kolonisiert, – oder noch schlimmer: er hat noch nicht gemerkt, daß sich wissenschaftlich erzeugtes Wissen gar nicht anwenden läßt. Dieser Beitrag ist in der Absicht geschrieben, solche Vorstellungen abzubauen, ohne sich der Illusion hinzugeben, daß dies ohne weiteres möglich ist; denn sie haben zu komplexe Gründe, als daß man sie nur mittels rationaler Argumentation korrigieren könnte (hierzu: Staub-Bernasconi 1993, 1994b, 1994c).

Methodisches Arbeiten in der Sozialen Arbeit setzt gemäß der hier vertretenen Auffassung *Handlungstheorien* voraus. Und diese verknüpfen folgende *Wissensformen* miteinander: Beschreibungswissen (phänomenologisches Wissen), in unserem Falle Wissen über Probleme, die Menschen haben können; Erklärungswissen im Hinblick auf diese Probleme und ihre Veränderbarkeit durch menschliche Einwirkung; Wertwissen als Basis für Zielformulierungen; Akteur-, Regel- und Verfahrenswissen als Interventionswissen zur Erreichung von Veränderungen. Der Beitrag behandelt diese Themen auf folgende Weise:

In einem ersten Teil stelle ich eine begriffliche Beschreibung des Problemfeldes der Sozialen Arbeit als Ergebnis eines über zwanzigjährigen „evaluativen Diskurses“ mit Studentinnen und Praktikerinnen vor (Abschnitt 1.). Es ist zugleich der Gegenstand im engeren Sinne einer Theorie und Wissenschaft Sozialer Arbeit.

Hernach zeige ich, wie dieses so konzeptualisierte Problemfeld sowohl als Basis für die Verortung der Sozialen Arbeit in der Gesellschaft als auch für die Verortung der verschiedensten sozialen Tätigkeiten, Berufe und Professionen dienen kann. Dies geschieht in der Hoffnung, daß mit der vorgeschlagenen Strukturierungshilfe Fachkräfte der Sozialen Arbeit – weil sie ihren sozialen und fachlichen Standort kennen – bewußter, ja selbstbewußter mit anderen Akteurinnen des Sozialwesens zusammen Arbeitsaufträge formulieren, diskutieren und arbeitsteilig kooperieren können (Abschnitt 2.).

Zu einer ihrer selbst bewußten professionellen Identität gehört nun aber nicht nur eine begrifflich faßbare Gegenstands-, mithin eine Problem- und

Arbeitsfeldbeschreibung. Mit dem Begriff „problembezogene Arbeitsweisen“ verbindet sich die Vorstellung der Verknüpfung von Problembe-schreibungs-, Problemerkklärungs- und Problemlösungs- oder Interventions-wissen, und zwar unabhängig davon, ob es sich um Alltags- oder wissen-schaftlich gewonnenes Wissen handelt. Letzteres versucht, sofern es nicht für Machtzwecke mißbraucht wird, über die physischen, psychischen, sozia-len und kulturellen Interessenbindungen und Begrenzungen des Alltags-wissens aufzuklären und aufgrund des momentanen Wissensstandes zu überwinden. Das schließt mit ein, daß es, wenn immer möglich, auch den AdressatInnen Sozialer Arbeit zugänglich gemacht werden muß. Problem-bezogene Arbeitsweisen leiten entsprechend die diskursive wie systemati-sche Suche nach vorhandenem und neu zu erschließendem Wissen an (Ab-schnitt 3.).

Daß Entwicklung und Verwendung von Wissen keine Einbahnstraße ist, sollte im letzten Teil (Abschnitt 4.) besonders deutlich werden. Dort stelle ich zwei „Entdeckungskarten“ als Instrumente für Theorie-Praxis- und Pra-xis-Theorie-Diskurse vor. Sie sollen einerseits zu Denkbewegungen zwi-schen konkreter Information, theoretischen Begriffen und Hypothesen anre-gen und andererseits die Entdeckung von subjektiv Ausgeblendetem, d. h. von reduktionistischen Problemformulierungen und -erklärungen ermöglichen. Am Beispiel einer Machtproblematik, innerfamiliäre Gewalt an Frauen, ver-suche ich schließlich darzulegen, wie aufgrund von forschungsmäßig evalu-ierter Praxis im Zusammenhang mit dem dargestellten begrifflichen Bezugs-rahmen Handlungsregeln abgeleitet werden können.

Für weitere Beiträge im Bereich Problemerkhebung und -interpretation, Auf-trags- und Zielbestimmung, Arbeitstechniken und Evaluation verweise ich auf die Beiträge der Mitautorinnen dieses Bandes.

1. SOZIALE PROBLEME ALS GEGENSTAND EINER THEORIE SOZIALER ARBEIT

Wenn ich im folgenden eine mögliche Antwort auf die Frage nach dem „Ge-genstand“ Sozialer Arbeit als Theorie und Wissenschaft zu geben versuche, dann muß ich mich im Rahmen dieser Ausführungen auf die Darstellung von Ergebnissen beschränken. Ich kann also nicht zugleich den langen Weg über zahllose „Theorie-Praxis-Diskurse“ nachzeichnen, der zu diesen Ergebnis-sen geführt hat. Ebenso wenig kann ich die Forschung sowie die systemische Metatheorie, die ihnen zugrundeliegt, explizieren. Hier sei lediglich auf fol-gendes hingewiesen: Ausgangspunkt meiner Überlegungen ist eine prozeß- und systemtheoretische Perspektive, wie sie in einer frühen Form von Lud-

wig von Bertalanffy (1968), Ervin Laszlo (1963, 1972), später von Mario Bunge (1974–1989, mit zahlreichen Literaturhinweisen) und für den human- und sozialwissenschaftlichen Bereich in differenzierter Weise von Werner Obrecht (1994) ausgearbeitet wurde (für eine Kurzfassung im Zusammenhang mit einer Theorie der Sozialen Arbeit siehe: Staub-Bernasconi 1994a).¹ Die Gegenstandsbestimmung einer Theorie Sozialer Arbeit ergibt sich aus Antworten auf Fragen der Entstehung, des Aufbaus sowie der Veränderung von physikalischen, chemischen, biologischen, psychischen, sozialen und kulturellen Systemen, insbesondere nach der Entwicklung der Menschen mit ihren hochplastischen Regionen des Zentralnervensystems und den über einen langen Evolutionsprozeß entstandenen psychischen Funktionen. Sie fragt nach unterschiedlichen menschlichen Bedürfnissen, nach ihrem Lern-, Handlungs- und Arbeitsvermögen und zugleich nach den innerpsychischen sowie den sozialstrukturellen, kulturellen Begrenzungen und Behinderungen von Bedürfnisbefriedigungs- und Lernprozessen. Im weiteren behandelt sie Formen und Normen der Interaktion bzw. des Austausches von Gütern, Selbst- und Fremdbildern, von Wissen, vergesellschafteten Werten und Normen, von Deutungsmustern, aber auch von Kompetenzen zwischen Menschen. Sodann erfaßt sie die daraus entstehenden stabilen und institutionalisierten Erwartungen, Rechte (Status) und Pflichten (Rollen). Dabei fragt sie, wer aus welchen Gründen in den Genuß welcher Rechte kommt, wer aus welchen Gründen in die Pflicht genommen wird und welchen Einfluß dies auf die Struktur und Dynamik irgendeines sozialen Systems hat, sei dies die Familie, eine Gruppe oder eine Organisation. Dies führt weiter zur Bestimmung von Differenzierungen im sozialen Bereich, wie beispielsweise der unterschiedlichen Verteilung von Ressourcen oder sozialen Positionen, kurz: sie fragt nach Gleichheit oder Ungleichheit zwischen Menschen und Menschengruppen und den sie stützenden Regeln und kulturellen Deutungs- und Sanktionsmustern.

Die begriffliche Beschreibung und Erklärung dieser und zahlloser weiterer Sachverhalte im weitesten Sinn ist Sache der Natur-, Human-, Sozial- und Kulturwissenschaften. Eine Theorie Sozialer Arbeit wird sich für einengeres

¹ Weshalb die vor allem im deutschsprachigen Raum im Bereich der Systemtheorie bekannten Namen wie Watzlawick, von Foerster, Glasersfeld, Maturana und Varela, Luhmann, Willke, Baecker u. a. m. in diesem Text nicht zu finden sind, kann hier nicht erörtert werden. Für eine Kritik des von diesen Autoren vertretenen holistisch-funktionalistischen, teilweise physikalisch oder biologisch reduktionistischen, teilweise idealistischen Ansatzes siehe: Girgensohn-Marchand (1992), Nüse et al. (1991); Obrecht (1991); Staub-Bernasconi (1994b). Für eine informative Übersicht über Systemtheorien in der Sozialen Arbeit siehe: Hollstein-Brinkmann (1993).

Spektrum von Fragestellungen interessieren, allerdings nicht ohne den Bezug zu den verschiedenen Teiltheorien und Disziplinen sowie ihre Forschungsergebnisse zu verlieren. Ich gehe davon aus, daß in all den skizzierten Bereichen Probleme auftreten können, da Menschen mannigfache Bedürfnisse und Wünsche haben und zu deren Befriedigung auf Ressourcen angewiesen sind, die in den sozialen Systemen, deren Mitglieder sie sind, unterschiedlich knapp sein können. Zu diesen Bedürfnissen gehören unter anderem physische Bedürfnisse aufgrund von Stoffwechsel- und Selbsterneuerungsprozessen, das Bedürfnis nach physischer Integrität, Unversehrtheit und nach sexueller Aktivität, sensorische Bedürfnisse, das Bedürfnis nach emotionaler Zuwendung, Abwechslung, Orientierung, nach Regeln und Normen, das Bedürfnis nach Einzigartigkeit oder Unverwechselbarkeit (Identität), nach Sinn (im Sinne von selbstgewählten Werten und Zielen), nach Freiheit und möglichst großen Handlungsspielräumen, nach sozialer Zugehörigkeit (Mitgliedschaften) und sozialer Anerkennung (Rang), nach einem Gleichgewicht zwischen Geben und Nehmen (Austauschgerechtigkeit) (Obrecht 1994; für frühe Beiträge siehe: Arlt 1921; Towle 1956). Zudem können Menschen als lernfähige, (selbst)bewußte Individuen zwischen wahr und falsch, richtig und falsch unterscheiden und entsprechend auch das Richtige oder Falsche, in unserem Falle das Menschenfördernde oder -verachtende wählen und tun.

Die Tatsache, daß Menschen für ihr Überleben, ihre Existenzsicherung und ihr Wohlbefinden nicht nur auf eine natur- und menschengerechte ökologische Umwelt, sondern auch auf eine menschengerechte Gesellschaft angewiesen sind, ist nicht nur die Basis für Probleme der individuellen Bedürfnis- und Wunscherfüllung (*Ausstattungsprobleme*), sondern auch Ausgangspunkt für Probleme der Kooperation, der Verständigung, des symmetrischen wie asymmetrischen Austausches zwischen Menschen (*Austauschprobleme*) sowie für Probleme der abgesicherten Besitznahme, der unfairen Arbeitsteilung und Herrschaft (*Machtprobleme*) in sozialen Systemen. Die dabei entstehenden Regeln des Zuganges zu und der Verteilung von Ressourcen, sozialen Mitgliedschaften und Positionen sowie die Werte, Verfahren und vergesellschafteten, öffentlichen Kriterien, welche die entstandenen Verteilungsmuster legitimieren und stützen (*Kriterienprobleme*), sind für eine Gegenstandsbestimmung Sozialer Arbeit ebenfalls von Bedeutung.

Im folgenden erläutere ich die genannten vier Problemkategorien näher; denn: Soziale Arbeit ist, betrachtet man ihr historisches und aktuelles Arbeitsfeld, in unterschiedlicher Weise mit diesem Problemspektrum konfrontiert.

1.1. Ausstattungsprobleme

Soziale Ausstattungsprobleme sind zunächst einmal Probleme, die mit der unterschiedlichen *Teilhabe von Individuen* an den gesundheitsbezogenen, *medizinischen, psychischen, sozialen und kulturellen Ressourcen* oder *Er rungenschaften einer Gesellschaft* zusammenhängen. Als im Hinblick auf Soziale Arbeit zentrale Ausstattungsdimensionen eines Menschen bezeichne ich die folgenden:

(a) Die *körperliche Ausstattung*: Dazu gehören nicht nur Eigenschaften wie Gesundheit, Unversehrtheit, Geschlecht, Größe, Gewicht, Alter, Hautfarbe, physische Attraktivität usw., sondern auch Gehirnstrukturen, im besonderen das Zentralnervensystem mit seinen plastischen Teilbereichen als Grundlage für die psychischen Prozesse der Informationsverarbeitung (siehe unten Buchstabe c, d, e).

(b) Die *sozioökonomische und sozialökologische Ausstattung*: Ersteres bezieht sich auf Bildung, Arbeit, Einkommen, Vermögen. Davon ableitbar ist (erstens) die gesellschaftliche Position auf der Bildungs-, Beschäftigungs- und Einkommensdimension und (zweitens) ein bestimmtes Konsum- und Komfortgüterniveau, ein soziales Sicherheitsniveau, eine bestimmte Wohnsituation und Wohnumwelt usw. Bildungsniveau, Art und Qualifikationsniveau der Arbeit (auch in Form von Hausarbeit), Einkommens- und Kapitalhöhe sind zugleich die zentralen Hinweise (Indikatoren) für die gesellschaftliche Position, mithin für die strukturelle Integration oder fehlende strukturelle Integration (Erwerbslosigkeit) eines Menschen in einer modernen Industriegesellschaft. Ebenso zu berücksichtigen sind hier die Ausstattung des jeweiligen Kontextes, etwa des bewohnten Stadtteils mit infrastrukturellen Einrichtungen für Gesundheit, Mobilität, Erholung, soziale Kontaktaufnahme, Kulturgüter, Bildungs- und Arbeitsplätze usw., und je nachdem ist auch zu berücksichtigen die jeweilige Ausstattung des individuellen Arbeits- oder (Aus-)Bildungsplatzes, des Alters- und Pflegeheims usw.

(c) Die *Ausstattung mit Erkenntniskompetenzen*: Grundlage hierfür ist das Gehirn, im besonderen das Zentralnervensystem und die von ihm ausgehenden Gehirnfunktionen, d. h. die Prozesse des Empfindens, Fühlens, der Aufmerksamkeit, des Gedächtnisses, der Wahrnehmung, des Lernens, Denkens, der Begriffsbildung und -verknüpfung einschließlich des Bewertens von Sachverhalten, der Bildung von Zielen und Plänen – und schließlich als übergeordnete Funktion: die Ermöglichung von (Selbst)Bewußtsein (für eine differenzierte, systematische Darstellung auf dem Hintergrund psychobiologischer Forschungsergebnisse siehe: Obrecht 1994). Darüber hinaus lassen sich diesen psychischen Funktionen übergeordnete *Grundorientie-*

rungen oder Erlebensmodi im Hinblick auf den Umgang mit Information unterscheiden. So kann (in Anlehnung an Obrecht 1994; Bunge/Ardila 1990; aber auch Weber 1972; Parsons 1986) zwischen einem *ästhetisch-emotionalen*, einem *normativen* und einem *kognitiven Umgang mit Gegebenem und Vorgängen* (Sachverhalten) gesprochen werden.

Die erste Grundorientierung oder Erlebensweise beschränkt sich auf sinnlich Wahrnehmbares und den ästhetisch sowie emotional-affektiven Empfindungen, die damit verknüpft sind. Sie können lustvoll-angenehm oder unlusterzeugend-unangenehm, auch angstbesetzt sein.

Die zweite, normative Grundorientierung beschränkt sich auf die Frage nach der normativen Angemessenheit (moralisch-ethisch richtig oder falsch) von Sachverhalten.

Und die dritte, die kognitive Grundorientierung oder Erlebensweise fragt nach der sachbezogenen Angemessenheit (wahr oder falsch) im Sinn von: „Was ist tatsächlich der Fall?“, das heißt: „Was ist die Struktur und Dynamik von Dingen, welche die Welt ausmachen? Was sind ihre Determinanten und Folgen?“

Von *Erkenntniskompetenzen* spreche ich dann, wenn diese Grundorientierungen oder Erlebensweisen über Sozialisationsprozesse weiterentwickelt und gefördert worden sind. Ihre Produkte sind Bilder (phänomenologische, begriffliche Beschreibungen), Codes (Aussagesysteme, Theorien), Werte, Pläne und Normen.

(d) Die *symbolische Ausstattung*: Gemeint ist mit diesem Terminus die Verfügung über Begriffe, Aussagen und Aussagesysteme. Dabei lassen sich verschiedene Wissensformen unterscheiden, nämlich: Bilder als Beschreibungswissen; Codes als Erklärungswissen; Werte/Ziele als Wertwissen; Pläne, Normen/Regeln als Handlungswissen usw. Bilder beziehen sich auf partikuläre Dinge, Codes auf Klassen von Dingen. Als Selbstbilder sind es beispielsweise Elemente der Selbstdefinition (Identität); dazu kommen Fremdbilder, Bilder und Theorien über andere Menschen, Gesellschaft, Natur, Gottheiten usw.

(e) Die *Ausstattung mit Handlungskompetenzen*: Handeln ist ein kognitiver Prozeß, in dessen Rahmen motorische Operationen erzeugt und sequenziert werden. Die Operationen sind genetisch vorgegeben. Was veränderbar ist, ist ihre Zusammensetzung und Abfolge. Auch hier unterscheide ich drei Grundorientierungen oder Handlungsweisen: *routinisiertes*, *rollenbezogenes* und *kognitiv gesteuertes Verhalten*.

Routinisiertes Verhalten wird mittels starrer, motorischer Operationen physiologisch oder sozial vorgegebene Zwecke realisiert, die dem Bewußtsein nicht (mehr) zugänglich sind; rollenbezogenes, vornehmlich durch soziale Normen gesteuertes Handeln ist auf die mehr oder weniger flexible Erfüllung gesellschaftlicher Rollenerwartungen und kollektiver Ziele ausgerichtet; die Merkmale des überwiegend kognitiv gesteuerten, kreativen Handelns sind: komplexe Situationsanalysen, bewußt reflektierte, individuelle wie soziale Werte, flexible, mehr-

heitlich selbstdefinierte Ziele und Regeln und die Nutzung von Handlungsspielräumen.

Von *Handlungskompetenzen* spreche ich dann, wenn diese *Handlungsweisen* über Sozialisationsprozesse weiterentwickelt und gefördert worden sind.

(f) Und schließlich die Ausstattung mit verschiedenartigen *zugeschriebenen* sowie *frei gewählten (erwerbbaaren), informellen und formellen sozialen Beziehungen und Mitgliedschaften*.

Ausstattungsprobleme sind – in ihrer Gesamtheit betrachtet – *Probleme beeinträchtigter Bedürfniserfüllung*, durch was diese Beeinträchtigungen auch immer entstanden sind und welche Folgen sie auch jeweils haben mögen. Aufgrund von zahllosen Forschungsergebnissen kann nachgewiesen werden, daß psychische Einbrüche, geistige Desorientierung, selbstzerstörerisches, abweichendes Verhalten, soziale Isolation und Apathie dann entstehen, wenn menschliche Grundbedürfnisse nicht erfüllt werden können und/oder solche Bedürfnisse durch Lernprozesse kulturell über- bzw. verformt werden (für eine erste systematische Ausformulierung dieser theoretischen Vorstellung im Rahmen sozialarbeiterischer Theorietradition siehe: Arlt 1921, 1953). *Grundbedürfnisse* sind Bedürfnisse, die unabhängig von der Frage, ob wir dies als (sozial-)politisch wünschbar betrachten oder nicht, befriedigt werden müssen. Darüber hinaus gibt es Dispositionen, die sich weder direkt auf physisches Überleben noch auf psychisches Wohlbefinden oder auf Formen sozialer Anerkennung beziehen. Wir nennen solche Dispositionen „Wünsche“. *Wünsche* sind – wie sich bei der Analyse von Fantasien, Träumen, Utopien feststellen läßt – grenzenlos. Vor allem berücksichtigen sie keine realen Ressourcenknappheiten. Aus diesem Grunde muß die Frage nach ihrer Legitimität theoretisch, ethisch und sozialpolitisch diskutiert werden. Wünsche sind in psychischer Hinsicht legitime Wünsche, wenn sie zur Gesundheit und zum psychischen Wohlbefinden des einzelnen Menschen beitragen. Wünsche sind in sozialer Hinsicht legitim, wenn ihre Erfüllung möglich ist, ohne die Befriedigung der Grundbedürfnisse anderer Menschen zu beeinträchtigen und ohne die ökologischen Systeme als zentrale Voraussetzung psychobiologischer Bedürfnisbefriedigung zu gefährden. Die Maximierung individueller Bedürfnisbefriedigung und Wunscherfüllung ist nur in einem Schlaraffenland der unbegrenzten und jederzeit erneuerbaren Ressourcen realisierbar – ganz abgesehen von der Frage ihrer Wünschbarkeit (ausführlicher hierzu: Bunge 1989; Staub-Bernasconi 1991).

Soziale Probleme im Ausstattungsbereich lassen sich vorerst summarisch als *qualitative wie quantitative Ausstattungsdefizite bzw. -überschüsse* primär von Individuen, sekundär von sozialen Systemen wie Familien, Organisatio-

nen oder Nationen bezeichnen. Der Defizitbegriff bezieht sich hier nicht auf persönliche oder gar moralische Mängel, wie dies oft unterstellt wird, sondern (erstens) auf das Problem beeinträchtigter Bedürfniserfüllung (individueller Aspekt) und (zweitens) auf das damit zusammenhängende Problem ungleich verteilter Ressourcen (gesellschaftlicher Aspekt im Hinblick auf eine bestimmte Güterverteilung).² Wenn man den Begriff weit faßt, so wäre von Armut in bezug auf den sozialökologischen Kontext, die Teilhabe an sozioökonomischen Gütern, ferner von Armut des Erlebens, Erkennens, der Symbolwelt sowie des befriedigenden, erfolgreichen Handelns und schließlich von Beziehungsarmut zu sprechen.

Geht man von einem Zusammenhang zwischen beeinträchtigter Bedürfniserfüllung und Ressourcenverteilungsstruktur aus, so sind nicht nur Defizite, sondern auch qualitative und quantitative Überschüsse auf dem Hintergrund illegitimer Interessendurchsetzung im Hinblick auf knappe Güter zu definieren und problematisieren. Hierher gehört etwa die Diskussion über die Manager- und Ärztteinkommen und -vermögen. Das brisanteste Beispiel ist vermutlich die Problematisierung des Reichtums und der Ressourcen- und Konsumverschwendung der Nationen der internationalen Oberschicht, des Aufbaus von Überkapazitäten und der Beibehaltung von Überproduktion in Landwirtschaft und Industrie, der spektakulären Unter-

² Siehe hierzu auch den Beitrag von Marianne Meinhold in diesem Band, S. 220 ff. Sie weist mit Recht darauf hin, daß die Verwendung eines ungeklärten, auf persönliches Versagen hin orientierten Defizitbegriffs problematisch ist, ja stigmatisierend sein kann, und zwar nicht zuletzt dann, wenn er den Blick auf die persönlichen und kontextuellen Ressourcen, die den KlientInnen trotz „Defiziten“ zur Verfügung stehen, verbarrikadiert. Dazu ist festzuhalten, daß der von mir eingeführte Defizitbegriff ein „Verteilungsterminus“ ist, der eine soziale Realität mit der Vorstellung sozialer Ungleichheit charakterisiert, in welcher Menschen höchst unterschiedlich an gesellschaftlichen Errungenschaften teilhaben. Dabei darf Ungleichheit nicht automatisch mit Ungerechtigkeit gleichgesetzt werden. Der Defizitbegriff bezieht sich also auf verschiedenartigste, qualitativ und quantitativ unterschiedlich verteilte gesellschaftliche Ressourcen. Diese Sichtweise dürfte im vierten Abschnitt meines Beitrages noch klarer werden, wo ich auf dem Hintergrund realer, objektiver Defizite von Frauen an ökonomischen Ressourcen, Bildung und Einkommen, Kenntnis alternativer Lebensentwürfe, aber auch an außerfamilialen Beziehungen zeige, wie sich die Suche nach Ressourcen und Machtquellen methodisch bewußt gestalten läßt. Man kann die Ablehnung des Defizitbegriffs so weit treiben, daß alle Probleme – eingeschlossen Arbeitslosigkeit, Macht, Gewalt und Folter – nur noch beliebige Konstruktionen von KlientInnen, ihrer sozialen Umwelt oder gar von TheoretikerInnen sind, die sich – ganz einfach – durch eine andere mentale, eine „alternative Wirklichkeitskonstruktion“ (Herwig-Lempp in Hollstein-Brinkmann 1993, 16) „lösen“ lassen.

nehmensgewinne bei gleichzeitiger Entlassung von Personal und Inkaufnahme von Dauerarbeitslosen.

Verschiedene Studien über und mit Armen, Alleinerziehenden, Erwerbslosen, Straffälligen, Drogenabhängigen, Gewalttätigen, psychisch Kranken usw. zeigen immer wieder sehr ähnliche *Muster* von Ausstattungsproblemen und zugleich weisen sie auf „gesellschaftliche Orte“ hin, wo nicht nur vereinzelte, sondern mehrfache Defizite von Individuen festgestellt werden müssen.³ Das heißt mit anderen Worten, daß materielle Defizite mit erkenntnisbezogenen, erkenntnisbezogene mit solchen des Ich- oder Umwelt-Bildes (Identität), Identitätsbeeinträchtigungen mit solchen des Handelns sowie der Beziehungsfähigkeit als auch des Beziehungsnetzes einhergehen können. Gelingt es den Individuen nicht, ihre Ausstattung und gesellschaftliche Position zu verbessern, kann ein „sich selbst-stabilisierendes“ und je nachdem „sich positiv verstärkendes System“ von Ausstattungsdefiziten entstehen (siehe auch den Abschnitt 2.).

Damit haben wir aber erst Probleme beschrieben, die sich auf Individuen beziehen. Als Ausstattungsprobleme von Familien, Gruppen, Organisatio-

³ Bei Kögler (1976, 31 ff.) finden wir beispielsweise folgende empirische Ergebnisse über Merkmale von Randständigen: *Sozialökologische und sozioökonomische Ausstattung*: Einkommensschwäche, unterdurchschnittlicher Vermögensbestand, niedriges Niveau der Ausstattung mit langlebigen Konsumgütern, unterdurchschnittliche qualitative und quantitative Wohnversorgung, Unterversorgung mit Infrastruktureinrichtungen, niedrige Schulbildung/fehlender Schulabschluß, geringe berufliche Qualifikation/niedriger beruflicher Status, defizitäre (Aus-)Bildung, Fortbildungsmöglichkeiten und -chancen, unzureichende Integration in den Produktionsprozeß; *Ausstattung mit Erlebensweisen/Erkenntniskompetenzen*: Resignation und Apathie, Normenkonflikte/geringe Verbindlichkeit allgemein anerkannter Normen, eingeschränkte Perzeption der sozialen Umwelt, geringe psychosoziale Kompetenzen zur Bewältigung komplexer Situationen; *Ausstattung mit Deutungsmustern*: Gegenwartsorientierung und Verkürzung der Zeitperspektive, dichotomes Gesellschaftsbild, Existenz überdurchschnittlich ausgeprägter Entfremdungssyndrome; *Ausstattung mit Handlungsweisen/Handlungskompetenzen*: Dominanz von affektiv gesteuertem gegenüber instrumentell-rationalem Verhalten, eingeschränkte familiäre Sozialisations- bzw. Erziehungskompetenzen, allgemeiner Mangel an Handlungskompetenzen; *Ausstattung mit sozialen Beziehungen/Mitgliedschaften*: individuelle Isolation, unterdurchschnittliche politische Partizipation.

Solche und weitere Befunde lassen sich in zahllosen Studien über Arme, Alleinerziehende, Arbeitslose, Straffällige, Drogenabhängige, Gewalttätige, psychisch Kranke u. a. nachweisen; um hier nur einige zu nennen: Arlt (1921, 1953); Jahoda/Lazarsfeld/Zeisel (1975/1933); Kögler (1976); Piven/Cloward (1977); Caplovitz (1979); Guillemard (1984); Kickbusch/Riedmüller (1984); Stolk/Wouters (1987); Rosenfeld (1989); Geiser (1991); Tobias/Böttner (1992); Rubin (1993/1976); Bourdieu (1993), Mäder (1994).

nen und Nationen bezeichnet man in der Regel aggregierte ökologische und sozioökonomische Ressourcen (z. B. Haushaltbudget, Rohstoffvorkommen, geographische Lage, Bruttosozialprodukt, Patente, Kapital und Gewinn); dazu kommt, was die Mitglieder eines Teilsystems an Bildung, Arbeitsvermögen, Eigenvermögen, Erkenntnis- und Handlungskompetenzen, Wissen, sozialen Beziehungen einbringen oder eben nicht einbringen.

Jeder Mensch ist, um seine Bedürfnisse zu erfüllen, nun aber auch abhängig von anderen Menschen, mithin zugleich Mitmensch und Interaktionspartner in einem bestimmten sozialen und kulturellen Kontext. Er nimmt damit an einem bestimmten formellen wie informellen sozialen Beziehungsnetz teil. Ausmaß und Art der Teilnahme sind nicht nur durch die individuelle Ausstattung, sondern auch durch die soziale Position in diesem Beziehungsnetz mitbestimmt. Das Ausmaß läßt Schlüsse auf den sozialen Isolations- bzw. (Des-)Integrationsgrad zu. Das ist zunächst eine rein quantitative Größe. Für den Säugling reicht für die allererste Lebenszeit eine einzige Beziehung. Bei einsam Sterbenden fehlt oft sogar diese. Man kann aber auch trotz vieler sozialer Beziehungen psychisch sehr einsam sein. Dies zeigt, daß nicht nur die *Quantität*, sondern die *Qualität der Beziehungen* betrachtet werden muß. Sie steht im nächsten Abschnitt zur Diskussion.

1.2. Austauschprobleme

Ausgangspunkt dieser Probleme ist die bereits mehrfach erwähnte Tatsache, daß Menschen zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse und Wünsche in bezug auf Nahrung, Sexualität, Kleidung, Wohnung, Bildung, physische und soziale Sicherheit, medizinische Versorgung, aber auch in bezug auf alle weiteren psychischen, sozialen und kulturellen Bedürfnisse existentiell auf andere Menschen und deshalb auf Austauschbeziehungen angewiesen sind (Kropotkin 1920; Homans 1968; Bott 1971; Marx in Most 1972; Günter 1973; Gouldner 1984; Sahle 1987; Keupp/Röhrle 1987; Harris 1989; Mayr-Kleffl 1991; Dux 1992; Brändle-Ströh 1992; Bourdieu 1993/1980).⁴ Dies gilt, ob ihnen diese Tatsache bewußt ist oder nicht. Eine moderne Gesellschaft, wel-

⁴ Zu diesem Thema gibt es eine unüberschbare, sowohl ethnologisch-sozialanthropologische als auch sozialpsychologische bzw. mikrosoziologische Literatur. Dazu kommen die marxistischen Beiträge zum Problem des Tausches von Waren und Geld bzw. Arbeitskraft und Kapital und die neuere Literatur über soziale Netze. Letztere bezieht sich auf die Neuentdeckung von Austauschverhältnissen in modernen Gesellschaften, die vom ökonomischen Markt unabhängig sind. Dazu gehört schließlich die moderne Vorstellung gleichwertiger – ehelicher – Partnerschaft zwischen Frau und Mann (siehe: die im Text genannten Quellen).

che als zentralen Wert die Vorstellung eines autonomen, nutzenmaximierenden Individuums kulturell und ökonomisch stützt, wird in diesem Bereich erhebliche Unbewußtheit über diesen Sachverhalt produzieren. Dies beginnt bereits bei der gesellschaftlich unsichtbaren, in keinem Bruttosozialprodukt aufscheinenden Familien-, Haushalt-, Pflege- und psychischen Unterstützungsarbeit der Frauen.

Man stelle sich – um nur ganz „einfache“ Beispiele zu nennen – vor, wie viele Menschen weltweit an der Zulieferung eines einzigen Hektoliters Heizöl, an der Bereitstellung von Nahrung, am Bau von Straßen und Häusern, an der Ausbildung für überlebensnotwendige Operationen beteiligt sind oder wieviele genannte und ungenannte Menschen an der Entwicklung der Relativitätstheorie, an der Entdeckung des Aids-Virus gearbeitet haben, wieviele Menschen einen pannenfreien Verkehr zu gewährleisten versuchen und wieviele Menschen einem Heranwachsenden, einem Ehepartner emotionale Zuwendung schenken oder befriedigende Lern- und Kommunikationsprozesse ermöglichen.

Ausstattungsmerkmale und die damit zusammenhängenden Ressourcen werden in diesem Zusammenhang zu *Tauschmedien*. Zu nennen sind hier im besonderen biologische Ressourcen, sozioökonomische Güter im weitesten Sinn, symbolische Ressourcen (verschiedene Wissensformen), Gefühle, normative und kognitive als auch Handlungskompetenzen (Know-how). Aber auch soziale Beziehungen können in einen Austausch eingebracht werden. Die Austauschbeziehungen sind nun Quelle sowohl von Kooperation und Solidarität als auch von Konflikt und Instrumentalisierung zwischen Menschen (Hondrich/Koch-Arzberger 1992). Am eindrücklichsten läßt sich dies wohl am Thema der Geschlechterbeziehungen zeigen.

Liebe, ob als Möglichkeit, Bedürfnisse anzumelden und einzulösen, ob als romantische oder gar als geistig-verklärte Liebe verstanden, bedeutet Gleichwertigkeit zwischen Menschen. Wäre dem wirklich so, müßte in solchen Beziehungen immer wieder Gleichheit und Gleichwertigkeit hergestellt werden, was Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern nicht von vorneherein ausschließt. Die Frage, wie es möglich ist, daß ein Verhältnis, das über Bedürfnisse der gegenseitigen Zuneigung und Wertschätzung gebildet wird, pervertiert werden kann, beantwortet Günter Dux in seiner historisch-ethnologischen Studie „Über den Ursprung der Ungleichheit zwischen Frau und Mann“ (1992, 17) dahingehend, daß Macht immer wieder neu in dieses Verhältnis eingedrungen ist und auf „Vormacht und schließlich auf Unterwerfung (zielte).“

Die *Gegenseitigkeits-* und *Gleichwertigkeitsnorm* ist in einem solchen Fall der *Maßstab*, an dem sich das Problem des asymmetrischen Austausches unter Menschen bemißt. Mit Gleichheit ist hier die fundamentale Ähnlichkeit aller Menschen gemeint, was ihre organismische und psychische Struktur und damit ihre Grundbedürfnisse anbelangt. Sie verlangt die gleichzeitige, genaue Analyse der Unterschiede, die sie aufgrund ihrer unterschiedlichen Erfahrungen, Rollen- und Statuszuweisungen in unterschiedlichen

soziokulturellen Kontexten voneinander trennen. Ein Austauschverhältnis ist mehr oder weniger symmetrisch, wenn es auf dem Gegenseitigkeitsprinzip (Reziprozitätsprinzip als ideales Marktprinzip der Passung zwischen Bedürfnisnachfrage und Bedürfnisangebot) und der Gleichwertigkeit des Ausgetauschten beruht.

Problematisierbar wird eine solche Beziehung dann, wenn dieses Prinzip nicht eingehalten wird und/oder das Ergebnis der verschiedenen Austauschprozesse so aussieht, daß der eine Partner über die Zeit hinweg immer weniger hat, also aufgrund des Austausches laufend verliert, dieweil der oder die andere PartnerIn immer wieder neu Nutzen und Gewinn daraus zu ziehen vermag. Solche *Asymmetrien* des Gebens und Nehmens können in sehr verschiedenen Bereichen auftreten:

(a) Wo es um Beziehungen zur Befriedigung der vorhin erwähnten physischen und sozioökonomischen Bedürfnisse geht (sexuell-erotisches Unbefriedigtsein, sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz; ungleicher Güter-/Ressourcenaustausch, z.B. bezüglich Weiterbildungsmöglichkeiten eines Paares);

(b) wo es um das Erlernen und die Abstimmung von emotionalen, normativen und kognitiven Erlebensweisen/Erkenntnis Kompetenzen geht (man denke etwa an die in Konflikt- und Beratungssituationen zwischen Paaren häufige Tatsache, daß die Frau ihre Probleme emotional und moralisierend und die Männer die ihren unter Auslassung der Gefühle intellektuell-distanzierend darlegen und sagen, „was Sache ist“);

(c) wo es um den Austausch von Wissen, Einsichten, Theorien, Plänen, Wünschen geht (etwa wenn dabei der eine Partner seine/ihre Vorstellungen immer durchzusetzen vermag, währenddessen der andere seine Inhalte aufgeben oder widerwillig anpassen muß);

(d) wo es um das gegenseitige Abstimmen und die Vermittlung von Handlungsweisen/-kompetenzen geht (man denke etwa an die Situation, in welcher der eine Partner sein kognitiv-kreatives Handlungspotential gezielt einzusetzen vermag, währenddessen der andere auf den Einsatz rein technischen Könnens und sozial normierter, ausführender Arbeiten festgelegt wird).

Solche Asymmetrien sind leichter zu „ertragen“, wenn man weiß, daß sie innerhalb eines kulturell vorgeschriebenen Zeitraumes wieder ausbalanciert werden (z. B. als Generationenvertrag; als Möglichkeit, vom Schüler zum Lehrenden, vom Hilfebedürftigen zum Helfenden zu werden; als Möglichkeit der Rotation von Aufgaben, Rechten und Pflichten usw.). Das gleiche gilt, wenn sie nicht gleichzeitig in allen Bereichen auftreten und vor allem nicht immer den gleichen Tauschpartner „treffen“. Wie dieses Ausbalancie-

ren vor sich geht, kann man bei spielenden Kindern, funktionierenden Nachbarbeziehungen, befriedigenden Freundschaften, bei konfliktfähigen Ehe-, Ausbildungs- oder Arbeitspartnern oder bei fairen Handelsbeziehungen beobachten. Berücksichtigen wir aber den Umstand, daß es Menschen mit mehrfachen Ausstattungsdefiziten gibt (siehe Abschnitt 1.1.), so heißt dies in unserem Zusammenhang, daß sie als TauschpartnerInnen sehr unattraktiv sein können. Sorgt nun nicht eine strenge Solidarnorm, z. B. im Rahmen der Familien-, Stammes-, Gruppen-, Standesehre, für einen Ausgleich (Sahle 1987; Hondrich/Koch-Arzberger 1992), werden sie im Rahmen sozialer Beziehungsnetze immer wieder „den Kürzeren ziehen“.

In einer solchermaßen stabilisierten asymmetrischen Interaktionssequenz sind die *Ressourcen* bzw. *Tauschmedien* dank des *Gefälles* zu *Machtquellen* geworden. Dies wird dann zum Problem, wenn die Ressourcen knapp sind, wenn im weiteren mit dem Mehrbesitz an Ressourcen keine Anerkennung besonderer Leistungen verbunden ist, sondern „natürliche“ Besitzansprüche darauf erhoben werden (siehe Abschnitt 1.3.2.) und schließlich wenn dank der dadurch erworbenen Autonomie die Bedürfnisse anderer Menschen nicht mehr berücksichtigt werden müssen. Letzteres ist deshalb möglich, weil man dank Ressourcenvorsprung auf ihre Leistungen und Angebote nicht mehr angewiesen ist oder die Definitionsmacht und Position hat, sie unsichtbar zu machen. Der mit reicheren Quellen versehene Partner erhält dadurch die Chance, Ausstattung, Verhalten und Beziehungen seiner Tauschpartner in seinem Sinne, genauer: zu seinen Gunsten zu steuern und zu kontrollieren.

Diese Prozesse setzen entweder bereits voraus, daß Menschen nicht nur Austauschpartner, sondern zugleich soziale Positionsinhaber und Mitglieder von sozialen Systemen sind; oder sie führen zur Besetzung einer bestimmten sozialen Position und zur sozialen Systembildung. Das heißt, daß über die Reziprozitäts- und Gleichwertigkeitsnorm hinaus neue Eigenschaften, im besonderen Normen und Regeln entstehen, die mit bestimmten Positionen und Rollen eines Systems und den dazugehörigen Rechten und Pflichten verknüpft werden. Gelingt es – beispielsweise besonders reich ausgestatteten Systemmitgliedern mit guten Austauschpositionen – weiterhin Macht zu akkumulieren und zugleich die Regeln des Zugangs zu bestimmen und zu kontrollieren, kann man von einem Steuerungszentrum des Systems, d. h. von einem kollektiven Akteur sprechen. Diese Regeln stehen nun, als Eigenschaften des Sozialen, im nächsten Abschnitt zur Diskussion.

1.3. Machtprobleme

Bereits einfache, aber erst recht komplexe Gesellschaften sind durch unterschiedliche Verteilungsmuster von sozioökonomischen Gütern (Kasten, Stände, Klassen, Schichten), eine Gliederung oder Differenzierung in territoriale, politisch organisierte Teilsysteme (Familien, eventuell Stadtteile, ferner Gemeinden, Regionen, Nationen, Kontinente, Weltgesellschaft) und funktionale Teilsysteme (Familie, Bildung/Wissenschaft, Wirtschaft, Politik, Kultur usw.) charakterisierbar. Darüber hinaus gibt es Differenzierungen nach sozialen Kategorien, nämlich nach Geschlecht, Alter, Beruf, ethnischer oder religiöser Zugehörigkeit. Der Zugang zu sozioökonomischen und weiteren Ressourcen als auch zu Teilsystemen ist nicht nur von menschlichen Bedürfnissen und Fähigkeiten, sondern auch von der Verfügung über Machtquellen abhängig. Machtquellen sind begehrte Ressourcen und mithin Ausstattungselemente oder Tauschmedien, die von Menschen zum Aufbau und Abbau von Einfluß und Machtstrukturen eingesetzt werden. Das führt zu vertikalen Differenzierungen, was heißt, daß die einen mehr, die anderen weniger haben, die einen Ziele und Befehle durchsetzen können, die anderen Befehle ausführen müssen usw. Dies kann mit, aber auch gegen den Willen anderer erfolgen.⁵ Die wichtigsten *Machtquellen* sind: Körper (physische Stärke, Demonstrationen, Absentismus, Hungerstreiks usw.), sozioökonomische Ausstattung (Boden, ökonomisches Kapital und Bildungskapital), Erkenntnis- inklusive Sprachkompetenzen (Artikulationsmacht), Bedeutungssysteme (Definitions-, Modellmacht oder symbolisches Kapital), Handlungskompetenzen (Positionsmacht, funktionsbezogene Autorität), soziale Beziehungen (Organisationsmacht oder soziales Kapital) (siehe auch Bourdieu 1983; Staub-Bernasconi 1994b).

Es gibt nun Auffassungen und theoretische Positionen, wonach jede sozioökonomische Ungleichheit, jede Bündelung von sich unterscheidenden Aufgaben (Arbeitsteilung), jede hierarchische Über- und Unterordnung von

⁵ Zu erinnern ist hier an Max Webers Definition von Macht, die – entgegen ihrer weiten Verbreitung und postulierten Allgemeinheit – sich nicht auf Vorstellungen über soziale Strukturregeln, sondern auf eine Situation der strukturellen Chancenergreifung und interaktionellen Einflußnahme bezieht: „Macht bedeutet jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel, worauf diese Chance beruht.“ (Weber 1956, 28). Chance steht hier für Machtquellen. Was diese Definition ausblendet, ist der große Bereich strukturell abgesicherter Macht, die sich auf Ressourcenverteilungs-, Menschenanordnungs-, Arbeitsteilungs-, Legitimationsideen und -regeln bezieht (siehe meine Ausführungen im Text).

Menschen, jeder Einfluß auf das Denken, Verhalten und die Lebenssituation von Menschen prinzipiell behindernd und deshalb problematisch sind, weil es sich um Macht von Menschen über Menschen handelt. Es gibt wohl keine Abhandlung über Soziale Arbeit, welche nicht auf dieses Problem aufmerksam macht, beispielsweise in Begriffen des unauflösbaren Widerspruchs zwischen Hilfe und Kontrolle, zwischen Verstehen und Kolonisieren der Lebenswelt (Böhnisch/Losch 1979; Thiersch 1986; Sahle 1987). In der Regel folgen dann Vorschläge, wie man entweder dank Supervision mit diesem Dilemma umgehen soll oder so sanft kontrollieren kann, daß es die Klientel (fast) nicht merkt oder gar als Hilfe erfährt (Peters/Cremer-Schäfer 1976). Maja Heiner weist darauf hin, daß Eskimos aus verständlichen, d. h. existentiellen Gründen sechs Wortbedeutungen für die Farbe „weiß“ und bekanntlich noch mehr für „Schnee“ entwickelt haben, um ihr Überleben in Schnee und Eis zu sichern (S. 141). Entsprechend erstaunlich ist es, daß Theoretiker einer Sozialen Praxis, in welcher ihre AkteurInnen tagtäglich mit fremder und eigener Macht und Ohnmacht sowohl als Problem als auch als Ressource konfrontiert sind, kaum über die eine Bedeutung von Macht als soziale Kontrolle hinausgekommen sind – und zwar soziale Kontrolle als Durchsetzung einer Norm gegen einen Normbrecher unter Rückgriff auf die Machtressourcen und bürokratischen Regeln von Organisationen. Was die Frauenbewegung einbrachte, ist die Erweiterung der Diskussion im Hinblick auf verschiedenste Formen von Gewalt. Anstatt nun aber die allgemeinen wie besonderen Machtverhältnisse als Hindernis für eine Professionalisierung zu betrachten (Peters 1968), ginge es darum, sich theoretisch und professionell mit Macht als einer der wichtigsten Aspekte des „Sozialen“ zu beschäftigen. Für eine realitätsgerechte, differenzierende und nicht klischeebesetzte Auseinandersetzung mit Machtproblematiken brauchen Sozialtätige aber nicht nur zwei, sondern über ein Dutzend Begriffe.

Ob Macht problematisch ist, hängt, wie ich zeigen möchte, von der Art der Prinzipien, genauer: der Regeln ab, mit denen Ressourcen/Güter, Menschen/Positionen, Ideen bzw. Werte wie Erziehungsmittel (Belohnungen und Bestrafungen) mehr oder weniger stabil miteinander verknüpft und kontrolliert werden. Diese Regeln normieren den Zugang zu und die Verteilung von Gütern (Schicht als Anordnung von Gütern) sowie die Verteilung von Positionen (Arbeitsteilung und Hierarchisierung als Anordnung von Menschen). Sie regeln aber auch die Wahl der allgemeinsten, „obersten Ideen“ zur Legitimation von Schichtung und Hierarchisierung (Anordnung von Ideen/Werten) bis hin zum Verfahren, wie die Zustimmung zu diesen Ideen erwirkt und wie mit Dissidenten, Abweichenden umgegangen werden soll. Damit meine ich Regeln der Konsensfindung, des Umgangs mit sozialer Kontrolle und Dissens.

Im folgenden versuche ich, verschiedene Machttheorien so miteinander zu verknüpfen, daß klar wird, auf welchen sozialen Realitätsausschnitt sie sich beziehen. Die Analyse menschenverachtender Machtverhältnisse und der sie stützenden Behinderungsregeln war meistens Sache von SoziologInnen (Addams, Bourdieu, Brückner, Coleman, Dahrendorf, Foucault, Galtung, Galbraith, Giddens, Heintz, Lenski, Marx, Sennett, Weber, Wittvogel u. a.). Die Frage nach bedürfnis- und mithin menschengerechteren Machtstrukturen und den dazugehörigen Begrenzungsregeln fällt wiederum eher in den Bereich der Sozial-, Staats- und Rechtsphilosophie (Ahrendt, Aristoteles, de Beauvoir, Dewey, Diderot, Freire, de Gouges, Habermas, Hegel, Höffe, Kant, Marx, Montesquieu, Nietzsche, Plato, Rousseau, Toqueville, Rawls, Weil u. a.).⁶ So wie ich nun aber die Reziprozitätsnorm im Abschnitt 1.2 nicht als unerreichbares Ideal, sondern als konkrete Norm von Individuen behandelt habe, die Individuen teilen und deshalb bei ihrer Mißachtung psychische und soziale Spannungen erfahren können, so gehe ich ebenfalls davon aus, daß beide der hier diskutierten Machttypen und Sets von Regeln real sind. Das heißt, daß sie in den Köpfen von Menschen, aber auch als teilweise konkretisierte, soziale Anordnungsmuster in sozialen Systemen existieren und Menschen behindern oder begrenzen. Entsprechend kann nicht von vornherein von einer unvermeidbaren – von sozialen Systemen ausgehenden Herrschaft ausgegangen werden, die zwangsweise Alltagsstrukturen und Lebenswelt zerstört, um diesem Sachverhalt – kontrafaktisch, wie es in der Habermasschen Terminologie heißt – ein Ideal von Herrschaftsfreiheit gegenüberzustellen.⁷ Vielmehr läßt der konzeptuelle Bezugsrahmen die Frage nach dem *realen Mischverhältnis zwischen Regeln zu, welche Menschen in ihrer Bedürfnisbefriedigung und Entwicklung behindern oder begrenzen*. Für eine erste Ausarbeitung dieser Vorstellung innerhalb sozialarbeiterischer Theoriebildung verweise ich auf Jane Addams (1907), die dafür das Be-

⁶ Auch hier ist die Literatur unübersehbar. Ich beschränke mich auf zwei Übersichtswerke, die auch für Studierende geeignet sind. Für eine Übersicht über sozialwissenschaftliche Machttheorien siehe: Burkolter-Trachsel (1976); für eine Übersicht über sozialphilosophische Beiträge siehe: Kondylis (1992). Als Einstieg in die Diskussion eignet sich ganz besonders Popitz (1976).

⁷ Es würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen, die Probleme der Habermas'schen Vorstellung zum – kontrafaktischen – herrschaftsfreien Diskurs zu diskutieren. Hier sei lediglich angemerkt, daß ich dieser, einer idealistischen Ontologie entspringenden Vorstellung, die Gesellschaft letztlich auf Erkenntnis- und Kommunikationsprozesse reduziert, kritisch gegenüberstehe. Das verhindert nicht, daß die von Habermas vorgeschlagenen Diskursregeln – im Sinne einer Handlungstheorie – im Rahmen von Arbeitsweisen, die den Umgang mit Macht zum Thema haben, diskutiert und versuchsweise angewendet werden können.

griffspaar „positive“ und „negative Macht“ einführte. Die Identifikation dieses jeweiligen Verhältnisses muß (erstens) im Hinblick auf die gesamtgesellschaftliche Position und Struktur, in welcher sich Klientel und SozialarbeiterInnen befinden und (zweitens) hinsichtlich der Mitglieder und Organisationsstruktur, also der hierarchischen Niveaus der auftraggebenden Organisation(en) bestimmbar sein. Nur auf diese Weise läßt sich ein Diskurs über legitime und illegitime Macht zwischen KlientIn, KlientInnensystem, SozialarbeiterInnen und Auftraggeber führen, ohne von dauernden Ohnmachts- oder Schuldgefühlen geplagt zu werden, die uns das im Rahmen der sozialarbeiterischen/sozialpädagogischen Theoriebildung schlecht verwaltete Erbe der 68er Diskussionen hinterlassen hat (siehe dazu auch die grundsätzlichen und methodischen Ausführungen von Heiner, Meinhold und von Spiegel zu diesem Thema in diesem Band). Die Klärung dieser Fragen könnte dazu führen, daß auch Sozialtätige am öffentlichen und theoretischen Diskurs über Macht teilnehmen. Dies wäre umso wünschbarer, als zur Zeit, nach dem „Sieg des privatkapitalistischen Liberalismus über den staatskapitalistischen, sowjetischen Sozialismus“ – dieser Diskurs im Schatten eines Anspruchs auf eine neue Weltordnung, merkwürdige Blüten treibt.⁸

Im Zuge der Abrechnung mit dem Marxismus wird nicht nur übersehen, daß der „Niedergang einer Gesellschaftstheorie“ nicht automatisch die Bestätigung einer anderen nach sich zieht. Noch weniger wird beachtet und diskutiert, daß Liberalismus und Sozialismus beides zu Konsentheorien zwischen Mächtigen in Wirtschaft, Staat und Partei geworden sind. Das heißt, daß man sie ohne angemessene, empirische Überprüfung ihrer Prämissen und Folgen für Mensch und Natur für wahr hält. Vom Liberalismus wird angenommen, daß er quasi automatisch soziale Gerechtigkeit herstellt; vom Sozialismus wird angenommen, daß er quasi automatisch die vielfältigen Bedürfnisse und subjektiven Wünsche des Individuums, auch diejenigen nach Freiheit und Leistung, zumindest nach der wahren Revolution gewährleistet (Bartoli 1991; Staub-Bernasconi 1991). Aufgrund der weltweiten Entwicklungen nach 1989 dürfte es eine Frage der Zeit sein, bis sich nicht nur für den sowjetischen Sozialismus, sondern auch für den ökonomistischen Neoliberalismus erwiesen hat, daß ihre Menschen- und Gesellschaftsbilder und -theorien einer Realitätsprüfung (im Sinne einer Korrespondenztheorie der Wahrheit) nicht standhalten. Diese Diskussion wird zur Zeit durch die mehr oder weniger große konzeptuelle und theoretische Ratlosigkeit der „Verliererseite“ verhindert. Das Loch wird entweder durch eine Verabsolutierung des Individuums und seiner Nutzenmaximierung oder über den neu belebten Diskurs über „Gemeinschaft“ (Brumlik/Brunkhorst 1993; siehe auch Scherpner 1962), also austauschtheore-

⁸ Für gut informierte und dokumentierte, internationale Diskurse zu diesem Thema siehe die Monatszeitung „Le Monde diplomatique“, insbesondere das Sonderheft „Les frontières de l'économie globale“, Manière de voir, vom 18. Mai 1993, oder den Beitrag von Frédéric F. Clairmont und John Cavanagh „Sous les ailes du capitalisme planétaire“ im Märzheft 1994.

tisch gefüllt. Ihr Hauptproblem ist die Entdifferenzierung des Bildes von Gesellschaft und die Leugnung oder Privatisierung von Rechts- und Schutzfunktionen, die alle Menschen, und nicht nur diejenigen, die einer bestimmten „Gemeinschaft“ angehören, betreffen (kritisch dazu Marshall 1992/1981; Nussbaum 1993). Dazu kommt die Denunzierung des Staates als Machtmoloch bei gleichzeitiger, ungehemmter, weltweiter Wirtschaftsexpansion und Kapitalkonzentration.

Das Positive dieser Sachlage mag sein, daß man gezwungen ist, die gesellschaftliche Machtthematik und die sich darauf beziehenden Regeln der Machtverteilung auf einer allgemeineren, positionsübergreifenden konzeptuellen Basis zu formulieren, was ich in den nächsten Teilabschnitten versuche. Dabei gehe ich davon aus, daß Regeln im Zusammenhang mit Machtproblemen empirisch ermittelbare Vorschriften, also präskriptive Aussagen zu folgenden Fragen sind:

- (a) Wie sollen welche Ressourcen zur Bedürfnisbefriedigung wem zugänglich gemacht werden? Wie und an wen sollen Ressourcen, die nicht der Bedürfnisbefriedigung, sondern der Wunscherfüllung dienen, verteilt werden?
- (b) Wie sollen Menschen problem- bzw. aufgabenbezogen, d. h. funktional und zugleich menschen-, d. h. bedürfnisgerecht angeordnet werden?
- (c) Mit welchen vergesellschafteten Werten als kollektiv geteilte Kriterien und welchen Konsensbildungsverfahren sollen diese Verteilungs- und Anordnungsvorschriften begründet und gerechtfertigt werden?
- (d) Mit welchen Mitteln, positiven wie negativen Sanktionen und von welchen sozialen Kontrollinstanzen und -apparaten sollen diese Vorschriften durchgesetzt werden?

Die Antworten auf diese verschiedenen Fragestellungen sind Beschreibungen von realen oder wünschbaren Machtstrukturen. Sie können sich beziehen:

- (a) auf Anordnungs- und Verteilungsmuster von Menschen als TeilhaberInnen von Ressourcen (Kasten, Klassen Schichten),
- (b) auf Anordnungs- bzw. Verteilungsmuster von Menschen als InhaberInnen von sozialen Positionen (Hierarchien, Herrschaftsformen),
- (c) auf Anordnungsmuster von Werten bzw. Menschen als TrägerInnen von „obersten Ideen“, welche die Rechtmäßigkeit der Regeln rechtfertigen (Legitimationsmuster) und schließlich
- (d) auf die Formen der Machtstrukturerhaltung durch soziale Kontrolle (Durchsetzung der Begrenzungs- und Behinderungsregeln).

Im folgenden beschreibe ich zwei Sets von Regeln, von denen das eine Set menschengerechte bzw. legitim begrenzende (Abschnitt 1.3.1.), das andere